

INHALT

VORWORT	7
EIN WORT ZUM GELEIT	11
1. EINLEITUNG: KLEIST UND DAS GEHEIMNIS DES SELBSTOBJEKTS	15
MEIN LEBEN, DAS ALLERQUALVOLLSTE, DAS JE EIN MENSCH GEFÜHRT HAT	19
2. DER SYMBIOSEKOMPLEX	35
DER ANGSTKRANKE DICHTER	57
DER SYMBIOSEKOMPLEX ALS ANGSTQUELLE	63
DAS BEDÜRFNIS NACH SICHERHEIT	66
SYMBIOTISCHE (SELBST-)OBJEKTE	67
3. PYGMALION UND DAS DILEMMA DES SCHREIBENS	71
SELBSTOBJEKT, SCHREIBOBJEKT	75
DAS ENTGEGENKOMMEN DER WILHELMINE VON ZENGE	86
4. ZUR SOZIALEN DYNAMIK DER TRAUMATISIERTEN HOCHBEGABUNG	105
5. ZUSAMMENBRUCH UND NEUBEGINN KLEISTS KANT-KRISE UND DIE GEBURT EINES AUTORS	123

6. DIAGNOSE UND VERSTÄNDNIS	135
URNINGE UND DIONINGE	146
BORDERLINE? BIPOLARE STÖRUNG?	151
7. DIE PSYCHOLOGIE DES SPIEGELS: LACAN UND KLEIST	157
ÜBER DAS MARIONETTENTHEATER	166
EINE WAFFE AUS WORTEN	173
DIE NATUR ERSCHAFFT, DER MENSCH ZERSTÖRT	180
8. (SELBST-)HEILUNGSVERSUCHE	187
9. LIEBESWIRREN UND IHRE ANALYSE	201
EIN PIONIER DER TIEFENPSYCHOLOGIE	210
NEKROPHILIE	218
PENTHESILEA AM WANNSEE	225
PROTHESENGÖTTER	230
LITERATUR	239

VORWORT

In der Schärfe seines Konflikts mit der gesellschaftlichen Norm seiner Zeit ist Heinrich von Kleist ein Wegweiser in die Moderne. Er durchleidet und beschreibt Vorgänge, die später mit Begriffen wie *Individualisierung* und *Selbstverwirklichung* beschrieben wurden. In ihm sind heute getrennte Welten wie Naturforschung, Psychoanalyse, kognitive Therapie, Literatur und Geschichtsschreibung noch verschmolzen.

Bis heute wird der zentrale Affekt dieser Entwicklung vielfach ignoriert oder verschleiert: Die Angst. Mit dem Verlust der ständischen Ordnung und der festen Geschlechterrollen, welche Kleist in seinen Schilderungen radikaler Liebe vorwegnimmt, wird die Abwehr von Ängsten zum zentralen Thema der keimenden Psychologie. Die rastlose Arbeit an einer Darstellung von Affekten dient der Abwehr dieser Angst. Als Angstquelle wird – und in diesem Punkt ist Kleist schlechthin genial – das Ich entdeckt. Dieses Ich beobachtet sich selbst und fürchtet sich vor dem eigenen Scheitern. Im Marionettentheater scheidert es dabei an genau dem Mechanismus, mit dem es sich zu schützen sucht: an der Kontrolle über das eigene Erleben.

Der mit der Moderne einhergehende Zwang, die Angstabwehr aufzurüsten, leistete einen entscheidenden, aber selten benannten Beitrag zur Entwicklung der Psychologie. Sie wurde zu einer eigenen Wissenschaft, weil die menschliche Psyche nicht so belastbar ist und nicht so rational funktioniert, wie es die Aufklärung erwartet hatte. Kants Forderung, den Mut zu haben, sich des eigenen Verstandes zu

bedienen, bleibt im Imperativ stecken. Wenn ich jemandem sage, er solle mehr Mut haben, hat er ihn deshalb noch nicht. Im Gegenteil: Der so ausgeübte Druck kann ihn schwächen.

Diese Paradoxie hat Kleist früher erkannt und schärfer akzentuiert als seine Zeitgenossen, – biografisch in seiner Kant-Krise¹, literarisch im *Marionettentheater* und im *allerneuesten Erziehungsplan*. Freud hat diese Paradoxie vertieft und versucht, einen Ausweg zu finden. Dieser Ausweg bringt aber neue Probleme mit sich, die wir erst dann verstehen, wenn wir uns an Kleist erinnern und die Lösungsmöglichkeiten des tragischen Konflikts durch die Psychologie nicht überschätzen.

In den psychologischen Bemühungen, das hysterische Leid von Hamlet, Othello oder Penthesilea zum allgemeinen Leid am Verlust narzisstischer Bestätigung umzuformen, brauchen wir Abstand und Ironie, um den Respekt vor der Wirklichkeit nicht zu verlieren. Narzisstische Angst lässt sich nicht heilen. Sie ist der Mörtel, der den kunstvollen Bau des individualisierten Egos zusammenhält.

Es gelingt dem Therapeuten durchaus, in spezifischen Schwellensituationen Gegenkräfte zu festigen und so einem Menschen die Teilnahme an den Ablenkungen des normalen Lebens wiederzuschaffen. Wenn dann beispielsweise die anorektische Patientin geheiratet hat und schwanger ist, kann der Psychoanalytiker glauben, er habe sie geheilt. Sie hat ihre Panik angesichts der reifen Weiblichkeit überwunden und muss nicht mehr zwanghaft abwehren, so zu werden wie ihre Mutter.

Aber die narzisstische Angst bleibt im Hintergrund bestehen. Sie kann so massiv zurückkehren, dass eine erneute Therapie nötig wird. Ein Therapeut läuft Illusionen hinterher, wenn er in sich die Überzeugung nährt, er habe die Angst besiegt. Mit einzelnen Ängsten mag das gelingen – jeder Praktiker hat schon das Lob eines Patienten eingeheimst, er habe ihm geholfen, Aufgaben zu bewältigen, die vordem Panik und Vermeidung weckten. Aber die Angst schlechthin verschwindet nicht, sie organisiert sich neu, wartet auf eine Schwäche der kontrollierenden Kräfte und attackiert den Geheilten so gut wie den Heiler.

1 Die neuere Kleist-Forschung sieht die in den frühen Biografien als Wendepunkt bewertete Kant-Krise eher als eine Inszenierung, bei der zwischen Problematik und Selbstdarstellung kaum zu trennen ist. Das Pathos des Wendepunkts 1801 mag heute kaum noch jemand teilen.

Die Psychoanalyse beruht darauf, durch Suche nach drohenden Gefahren und ihrer deutenden Konkretisierung das Ich in seiner Macht über die Ängste zu stärken. Dem wenig traumatisierten Menschen ist damit gedient; wo aber die Ängste so mächtig sind, dass sie das Ich überschwemmen und zerstören, versagt diese Hilfe. Die in der psychoanalytischen Methodik entwickelten Instrumente, wie die Widerstandsarbeit, das Konzept der Übertragung und der Gegenübertragung, dienen ebenso dazu, dem Analytiker mehr Sicherheit zu schenken und die während der Behandlung entstehenden Ängste zu bannen, wie sie dem Analysanden zu neuer Orientierung verhelfen.

In dem folgenden Text wird Heinrich von Kleist sowohl als seelisch belasteter Mensch in seiner Lebensgeschichte durchleuchtet wie auch als Pionier der Erforschung narzisstischer Konflikte gewürdigt. Wer sich vor der Lektüre fragt, was eine solche Doppelstudie denn sagen wolle und ob der Autor sich nicht zu *einer* Sicht hätte bequemen können, der wird in diesem Buch Antworten finden. Wenn der Leser es aber am Schluss immer noch besser fände, eine klare Antwort darauf zu haben, ob Kleist ein großer Psychologe oder ein kranker Mensch gewesen sei, hat die Vieldeutigkeit psychologischer Fragestellungen ihren Adressaten nicht gefunden.

EIN WORT ZUM GELEIT

VON MARTIN ROUSSEL²

Folgt man dem Rechtshistoriker und Psychoanalytiker Pierre Legendre, sind die Christen »die Söhne der heiligen Wunde, doch kennen sie nicht mehr als die übrige Menschheit den letzten Sinn dessen, was sie sagen«. Vielleicht kann man in dieser kulturhistorischen These, gleichsam konjunktivisch gewendet, den ins Narzisstische gedrehten Kleist erkennen, der die eigene körperliche Realpräsenz – sich selbst als Wunde – sucht, wie er zugleich in den Worten kopflos diese Möglichkeit von sich weist.

1807 in der Kriegsgefangenschaft in Châlons-sur-Marne entdeckt Kleist in einer Kirche ein Gemälde Simon Vouets, das die sterbende Maria Magdalena darstellt. Er beschreibt dieses – beinahe himmlische – Kunstwerk in einem fragmentarisch erhaltenen Brief an seine Cousine Marie:

»Es sind ein Paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmlischer Freude niederschweben um eine Seele zu empfangen. Sie liegt mit Bläße des Todes übergoßen auf den Knien, der Leib sterbend in die Arme der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das zarte berühren. Mit den äußersten Spitzen ihrer rosenrothen Finger nur das liebliche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entflohen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft sie auf sie, als ob sie in Gefilde unendlicher Seligkeit hinaussähe: Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen.«

2 Martin Roussel ist Wissenschaftlicher Geschäftsführer am Internationalen Kolleg Morphomata, Universität Köln und Redakteur des Kleist-Jahrbuchs 2008/2009

So tief gerührt Kleist hier gewesen sein mag, ist es der Irrealis des eigenen Erlebens im Kontrast zur sterbenden Magdalena, der ihn bewegt, die Unberührbarkeit der Spannungspunkt seines Lebens. Nicht der ungläubige Thomas gibt das Vorbild ab, den Jesus auffordert, seine Wunde zu berühren, sondern Maria Magdalena im Garten Gethsemane, als Jesus von den Toten aufersteht und, bevor er in den Himmel fährt, ihr als Gärtner erscheint. Er gibt sich zwar als Jesus zu erkennen, doch als sie ihn berühren will, hält er sie nach dem Text des Johannes-Evangeliums mit den Worten *Mè mou haptou* auf Distanz, die in ihrer lateinischen Version, *Noli me tangere*, »Wolle nicht mich zu berühren«, zur wirkmächtigen Formel wurden. Wer also wäre Kleist? Der Unberührbare mit dem haltlosen Wunsch, berührt zu werden?

Die Literaturwissenschaften der letzten Jahrzehnte haben eine Reihe einflussreicher psychologischer Studien etwa in der Nachfolge Lacans hervorgebracht; die Analyse verschob sich hierbei jedoch insgesamt von der Psyche zum Text, von der Biografie zur Schrift, denn die Biografie, so lernt man es in germanistischen Seminaren, entscheidet nicht über Sinn oder Bedeutung eines Werkes, sie ist nur deren historischer Index. Kleist, *le pauvre Henri*, verschwand hinter ambitionierteren Deutungen seines Werkes: Die unüberschaubare Anzahl an Fachpublikationen und die geradezu paradigmatische Stellung des Autors Kleist in der Germanistik haben diesem Aufbruch in der Forschung recht gegeben. Doch mahnen zuletzt größere biografische Arbeiten wie die von Jens Bisky und Gerhard Schulz oder die im Frühjahr 2011 erscheinende, Leben und Werk gleich gewichtende Biografie Günter Blambergers daran, dass das Faszinosum Kleist immer beides war: diese atemlosen Geschichten und gewaltsam überreizten Dramen genauso wie das verrätselte, streckenweise gänzlich im Dunklen liegende – und kurze! – Leben bis zum für die Moderne geradezu mythischen Tod, der in seiner Ausweglosigkeit noch ein Gegenbild zur *imitatio christi* ist.

Muss man Kleist nun also re-psychologisieren, sein Werk auf die Biografie, die Kindheit, das Waisentum, den Kindersoldaten usw. zurückführen? Nein, man kann es auch anders sehen: die Gewaltsamkeiten, psychologischen Raffinements oder Exaltiertheiten, die Radikalität der Gestaltung und die agonalen Konflikte selbst als Artikulationen und Gestaltungen des Lebens begreifen, das in diesem Werk selbst entdeckt

wird. Das ist dann die *Entdeckung der narzisstischen Wunde*, und so wäre mit Kleist, seiner Psychologisierung, umzugehen: als Entdeckung, ein einzigartiges Werk, eine einzigartige Lebensgestaltung. *Übergangsobjekte* kann man Kleists Schriften nennen, momenthaft ein- und aufgeschobene Ruhe- und Wendepunkte eines Lebens, die freilich nicht nur für den Autor Zugänge zu seinem eigenen Leben sein sollten und nicht deren gültiger Ausdruck. Als Teil eines *Symbiosekomplexes*, so liest es Wolfgang Schmidbauer, begreift sich Kleists Werk ebenso als Symptom wie als Entdeckung einer *Wunde*, die aus der Gleichzeitigkeit von ödipaler und – gleich starker – narzisstischer Störung entsteht und die als symbolischer Index des Lebens wohl Heilung versprach, aber aufgrund von Kleists Lebensumständen dann doch allenfalls einen Aufschub bedeutete. Ein Gewinn ist dies allemal – für Kleist wie für uns. Wir stünden mit Schmidbauer also erst am Anfang vor diesem Werk, vor diesem Leben, und das jedes Mal.

Das ist als Erkenntnis nicht wenig, und auch diese Erkenntnis hat einen Anfang. Sie beginnt dort, wo einmal alles endete, am Berliner Wannsee, wenige Schritte vom Grab entfernt im Literarischen Colloquium Berlin. Auf der Jahrestagung der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft Ende November 2008 war Wolfgang Schmidbauer zu einem Abendvortrag geladen, der Erläuterndes zu *Kleists Affekten* beitragen sollte: »Kleists Narzissmus« lautete der Vortragstitel. War Kleist narzisstisch? Und was sagte das über all diejenigen aus, die seit Jahren und Jahrzehnten über das schmale Œuvre gebeugt dicke Bücher verfassen und einmal mehr, mit Wannseeblick, sich selbst in ihrer akademischen Existenz über Kleist definieren? Warum also Kleist: melancholisch, vielleicht gar hypochondrisch, Dramaturg seiner eigenen Krise, unsteter Projektmacher und am Ende tragisch-vermeintlich-glücklicher Selbstmörder? Warum also Kleist, der Dichter der *Penthesilea* und des grauslich bis ins Parodistische gehenden *Findling*, und nicht Goethe, der Dichter der *Iphigenie* und der *Wahlverwandtschaften*? Ich erinnere mich gut an den Abend, weil mich Gabriele Brandstetter erst kurz vor dem Vortrag beiseite nahm und mir einen Zettel mit biografischen Eckdaten zuschob: Ich solle das übernehmen und in den Abend einführen. Doch wohinein eigentlich einführen? Schmidbauer, über den, allzu bekannt, ich wenig Originelles hätte sagen können, oder Schmidbauers Kleist,

der vielleicht nicht der des literaturwissenschaftlichen *common sense* sein würde, aber am Ende doch – qua Faszinosum dieses singulären Leben-Werk-Konnexes – auch ein Vortrag über die Frage »Wie und warum Kleist lesen?« sein würde, mithin ein Vortrag über Kleist, den *revenant*, wie er nun einmal geschrieben hat und deshalb zu lesen ist? Was, wenn mit »Kleists Narzissmus« gewissermaßen der Narzissmus der Kleistianer mit auf der Couch saß, sodass jedes Wort gleichsam als Projektionsbühne den literarischen Text zum Mediator präsenten Erlebens machte? Ich beschloss, in aller Kürze nur das Notwendige zu sagen, charmant zu sein – was vielleicht Unsicherheit war – und umso entschlossener zuzuhören. Man lernt bei solchen Erfahrungen viel – über Kleist, über das Lesen und sich selbst.